Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen und
historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Band I. Jahrgang 1871.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1871.

~~~~~
In Commission bei G. Franz.

Herr Hofmann sprach:

„Ueber die mittelhochdeutschen Gedichte von Salomon und Judith und Verwandtes.“

Diese zwei Dichtungen müssen im Zusammenhange behandelt werden, denn sie leiden auf der einen Seite an den gleichen Gebrechen, Lückenhaftigkeit und unsicherer Strophen-eintheilung, auf der andern subsumiren sie sich unter einem höheren Gesichtspunkt, der sie schliesslich gewissermassen als ein zusammengehöriges Werk erscheinen lässt.

Um mit dem Salomon zu beginnen, so enthält dieser in der Form, in welcher wir ihn in Müllenhoff-Scherers Denkmälern lesen, 20 Strophen von regelmässig 10 Versen, und dann als 5^b ein Stück von 66 Versen, welche die Herausgeber zwar in 4 Absätze von 14, 20, 16, 16 Versen theilen, übrigens aber als unstrophisch behandeln, während es seinem Inhalte nach doch durchaus dem übrigen Gedichte homogen ist. Wenn ich mich nun frage, was in aller Welt könnte einen Dichter, der so ganz regelmässige zehnzeilige Strophen gemacht hat, dazu bewegen, mitten hinein ein formloses Stück von 66 Versen zu setzen, so finde ich darauf keine Antwort; denn zu sagen, es ist so, also muss es so sein, wird Niemand für einen Grund gelten lassen. Sehen wir uns diese formlosen 66 Verse genauer an, so finden wir regelmässige Sinnabschnitte bei den Versen 1, 15, 25, 35, 39, 51, 61. Gehen wir von diesen Knotenpunkten aus, so ergeben sich nach Ausscheidung einiger gelehrter Einschübsel und unnöthiger Zusätze und mit Hinzuziehung der Strophe, welche die Herausgeber als 6. bezeichnen, 6 regelmässige zehnzeilige Strophen, so dass dann das ganze Fragment

deren 25 enthält. Solche Zusätze sind 5—9, 31—34, 49—50 und endlich Strophe 6, V. 7—10. Dazu ist noch die Wiederholung in 65—66, und 6 1—2 zu tilgen, und somit stellen sich die 6 Strophen rein heraus.

6.

Ein hêrro hîz Hêronimus,
 sin scripft zelit uns sus,
 der hêt ein michil wundir
 ûzir einim bûchi vundin.
 5 ein wurm wûchs dâr inni,
 der irdranc alli brunni
 dî dir in der burgi wârin.
 dî cisternin wurdin lêri,
 des chômin dî luiti
 10 in vili starchi nôti.

7.

Salmôn der was rîchi,
 er ded sô wîslîchi,
 er hîz daz luit zû gân,
 eini cisternam vullan
 5 medis undi wînis,
 dis allir bestin lîdis.
 do er iz alliz ûz gitranc,
 ich weiz er in slâffinti bant.
 daz was ein michil gotis craft,
 10 daz imo der wurm zû sprach.

8.

Der vreissami drachi
 zi Salmôni sprach ir:
 hêrro, nû virlâ mich,
 sô biwîsin ich dich

5 einir vil michilin êrin
 zi dînim munsteri.
 Salomôn sprach dô
 vil wîslîchi dir zû:
 nû sagi mirz vil schîri,
 10 odir ich heizzi dich virlîsi.

9.

Der wurm sprach imo zû:
 ein tîr gât in Libanô,
 daz heiz du dir giwinni,
 di âdirin bringi.
 5 ich sagi dir rehti wî du dû,
 dâr ûz werchi eini snûr,
 dû wirt scarf undi was,
 dû snîdit als ein scarsahs
 ûffi den marmilstein,
 10 vil ebini mûz er inzuei.

10.

Salmôn was rîchi,
 er det so wîslîchi,
 er hîz imo snîdin dû bant
 und virbôt imo dû lant.
 5 dô vûr er zi waldi
 mit allin sînin holdin.
 er vant daz tîr in Libanô,
 zi steti *vlôh iz* dô.
 dô jagit erz alli
 10 drî tagi volli.

11.

Dô er daz tir dô giwan,
 dô was er ein vrô man,

er hîz imoz giwinnin,
 di âdirin bringin.
 5 von dû wart âni alliz îsin
 daz hûs giworcht mit vlîzzi,
 dî wenti marmilstein vil wîz,
 daz himiliz und der estirîch.
 dâr inni hangitin scôni
 10 di guldînin crônin.

So scheint sich mir das Verhältniss zu gestalten, wenn man annimmt, dass die Stelle vom Dichter selbst ist. Ganz anders, wenn man sie, und dazu ist Berechtigung vorhanden, in ihrer Gesammtheit als ein Einschiesel aus apokrypher Quelle erklärt. Dann ist es auch nicht nöthig, regelmässige Strophen herzustellen, denn dass die Verfasser der Zusätze sich um solche Regeln nicht kümmern, haben wir wiederholt gesehen.

Die zweite grosse Corruptel im Salomon ist eine umfangreiche Lücke zwischen der 12. (17.) und 13. Strophe, von der wir nur sagen können, was darin gestanden haben muss, weil sich glücklicher Weise die Inhaltsangabe erhalten hat, freilich unter der Maske eines lateinischen Verses, des 10. der 12. Strophe.

In Hierusalem militaris potestas

reimt zwar zufälliger Weise auf was, steht aber mit dem Vorausgehenden, wie mit dem Folgenden in absolut keiner Verbindung, kann also nichts anderes sein, als eine am Rande oder zwischen den Strophen befindlich gewesene Inhaltsangabe zu den verlornen Strophen, die wirklich von Salomons Kriegsmacht gehandelt haben, wovon jetzt in dem Erhaltenen mit keiner Silbe mehr die Rede ist.

Paralipomena II 9, 25—26 finden sich die betreffenden Worte zerstreut Habuit — Salomo — in Jerusalem potestatem, und daher wird denn auch der Inhalt der verlornen

Strophen genommen gewesen sein. Wenn der letzte Vers der 12. Strophe auf diese Art wegfällt, so braucht auch nach dem dritten Verse derselben Strophe keine Lücke angenommen zu werden und kann man stehen lassen

der wîstûm imo zû vlôz,
er ni wissi sînin ginôz etc.

denn das vrambâri (*excellencia*) in Vers 8 bezieht sich offenbar auf die Weisheit und nicht auf den Reichthum des Königs.

Str. 16, 9 — 10 möchte ich mit anderer Wortstellung und Auslassung von *inni* lesen:

dâ ist daz êwigi lîcht
des ziganc wirt hini vurdir nîcht.

Str. 17, 1 vielleicht *virnam* st. *virnemin* kan. Vers 4 ist einfacher herzustellen, wenn man die Lesung der Hs. beibehält und nur *ubirlût* in *lût* verkürzt

di er minnit dougin undi lût.

Wenn beim Salomon eine metrische Regelmässigkeit noch zu erreichen war, so muss bei dem Seitenstücke dazu auf eine solche Herstellung von vorne herein verzichtet werden, da der Text hier zu corrupt und lückenhaft überliefert ist und das Ganze auch keinen Schluss hat, vielleicht nie einen hatte. Vor allem ist hier die Frage zu stellen, mit welchem Rechte die Herausgeber das Stück, welchem in der *editio princeps* der Titel *Aeltere Judith* gegeben war, in zwei Theile zerlegt haben. Wenn man von dem Titel, den Diemer geschöpft hat, ausgeht, so ist eine solche Trennung allerdings vollkommen gerechtfertigt; aber der Titel steht ja nicht in der Handschrift und die beiden Theile lassen sich sehr gut unter dem einen Gesichtspunkte vereinigen, dass sie zu einer Geschichte des Nabuchodonosor gehörten, welche den König des Buches Daniel mit dem des Buches Judith identificirte und aus den Erzählungen beider ein Ganzes machte, welches

dann wieder den Gegensatz zur Dichtung von Salomon bildete, als Bild und Gegenbild des berühmtesten und des berüchtigsten Königs des alten Testaments. Dann gilt die Einleitung, die sich nach MS. nur auf die 3 Jünglinge im Feuerofen bezieht, für beide Theile, während jetzt die Judithgeschichte abrupt und gegen allen Gebrauch dieser geistlichen Dichter anfängt mit

Ein kuninc híz Holoferni,

wiewohl die HS. das richtige herzogi st. kuninc hat. Fasst man beide Gedichte unter dem Titel Nabuchodonosor zusammen, so fallen alle diese Bedenken weg und auch der Umstand, dass die meisten Strophen in beiden achtzeilig sind, ist dann selbstverständlich (die Zahlenverhältnisse sind 2×12 , 6×8 , 12, 10, 4×8 , 3×10 , 2×14 , 8, 21).

Der Abtheilung der DM. folgend gehe ich nun zu den einzelnen Stellen über, die hier viel zahlreicher als im Salomon verdorben erscheinen.

a. 3 Jünglinge.

Str. 2, 2 den zu tilgen. Z. 8 was zu tilgen, vgl. 6, 2. Z. 12 vil vast zu tilgen, oder wenigstens vil.

Str. 3, 10 l. si bigingin sîni zîti, denn der Vers bei MS. hat 5 Hebungen.

Str. 6, 8 l. abgot (st. got) mit der Hs. und in Uebereinstimmung mit Judith 6, 8.

b. Judith.

Die Strophe, welche den Uebergang von der einen Geschichte zur anderen macht, ist schon mehrfach und schwer corrumpt. Ich lese:

Sîn herzogi Holoferni

womit Vers und Zusammenhang aufs einfachste hergestellt sind.

Str. 1, 10 ist st. wâri offenbar wan zu lesen, wie zwei Zeilen weiter oben ruch für nich steht.

Die zweite Strophe, in welcher von MS. eine Lücke von 2 Zeilen am Anfange angenommen wird, kann ausserdem noch unmöglich hier an der rechten Stelle stehen, wenn man den Vers

wazzir undi vûri

nach Judith Cap. VII Vers 7—11 behandelt, welche Stelle hier offenbar zu Grunde gelegt werden muss. Man wird sich dann überzeugen, dass hier vom Bewachen und Abschneiden der Quellen an der Stadtmauer von Bethulia die Rede ist und statt undi vûri zu setzen ist daz wazzir an der mûri. Da in der folgenden 3. Strophe erst vom Heereszug und in der 4. von der Belagerung Bethulias die Rede ist, so muss also dieses Bruchstück ursprünglich hinter der 4. Strophe gestanden haben. Die folgenden Verse der 2. Str. scheinen mit Veränderung des nicht belegten sih suer in siher und in engerem Anschlusse an die Handschrift so zu lesen:

hîz er machin vili diuri,
und siher der icht ebrêschin kan,
daz iri bilibi lebendic nîman

Dieses siher ist höchst interessant, denn nach J. Grimm DG. III, 41 und Graff s. v. huer (IV, 1191) findet es sich sonst nur bei Tatian, ist also für die fränkische Heimat unseres Denkmals entscheidend. Nach den Ausführungen in der Einleitung zu den DM. ist der Tatian bekanntlich fuldischen Ursprungs, also hochfränkisch.

Str. 13, 7 ist zu lesen

bisaz ir eine burch dâ,
dû heizzit Bethuliâ,

denn dass der Dichter das Bethulia der Judith wirklich gekannt hat, geht aus 6, 11 hervor, wo eine Erklärung des sinnlosen biscof Bebilin nur dadurch zu gewinnen ist, dass man

sich die Züge der Vorlage verwischt oder erloschen denkt, so dass der Abschreiber nur noch einen Theil und diesen falsch las, so

biscof	von	bethulin
biscof		
		be bi lin

Offenbar war hier von Osias die Rede.

Str. 10, 2. 3. möchte ich vorschlagen

di spîsi mit alli

und 14 vrûdi zu ergänzen, nicht klûgi.

Str. 11, 4 hat eine Hebung zu wenig und deshalb muss ein Wort, entweder siti oder nôt oder durst, nach ir ergänzt werden.

Die Strophe 11^b ist in ihrer zweiten Hälfte sehr verderben und somit ein Hauptbeweis für den übeln Zustand, in dem sich die Vorlage befunden haben muss. Das ärgste Verderbniss ist slabranihichi, von dem allerdings auf paläographischem Wege nicht abzusehen ist, wie es aus dem von MS. gesetzten vrabilîchi hätte entstehen sollen, ebenso wenig wie man sich eine Verwandlung von wiblîchi in wîglîchi vorstellen kann. Das Verderbniss fängt aber schon weiter oben an in eddewaz âvelli. Da das Präfix â nur mit Nominibus oder mit Verbis, die von Nominibus abgeleitet sind, zusammengesetzt werden kann, so passt es nicht zum Verbum fellan. Es muss also arvelli geheissen haben, d. h. das r war vergessen und dann nachträglich unter das Wort gesetzt worden. Man sieht daraus zugleich wieder, dass der Schreiber eine viel ältere Vorlage gehabt haben muss, denn seiner Zeit und Mundart wäre nur irvelli gemäss. Dass es statt eddewaz heissen muss eddewan wird man leicht zugeben, ebenso, dass die Korrektur von wiblîchi in der Verwechslung eines l mit b zu suchen und demnach willîchi = prompte zu schreiben ist. Das r, welches wir oben verloren hatten, fand nun, wie das ja fast

immer der Fall ist, seinen Platz eine Zeile weiter unten an unrechter Stelle. Es ist das r in branihichi. Da die l in diesen alten Schriften manchmal sehr kurz und die t wegen des sehr dünnen Querstriches leicht zu misskennen sind, so steckt in

banihichi
| | | | | | | | | |
ganz einfach baltiliichi.

Der Schluss der Judith dürfte demnach mit Beibehaltung von ginin stûchin so lauten:

dû heiz din wîb Âvin
vur daz betti gâhin,
ob er ûf welli,
daz su in eddewan irvelli.
du zûhiz willîchi
undi slâ imo baltilîchi
daz houbit von dem bûchi.
daz stôz in genin stûchin,
lâ ligin den satin bûch
undi gene widir in di burg.
dir gibûtit got von himili.
daz du irlôsis di menigi.

Wenn nun die zwei Gedichte, die ich zusammen Nabuchodonosor nennen will, wegen ihrer kritischen Beschaffenheit keine grosse Bedeutung für die metrische Frage, die hier in Betracht kommt, haben können, so ist dies dagegen um so mehr der Fall bei Gedichten, welche wirklich unregelmässige und immer wechselnde Verszahlen dadurch strophisch sondern, dass sie der Schlusszeile eine oder zwei Hebungen mehr geben und zwar erstens sind dies das Loblied auf den hl. Geist (Diemer 333—357), zweitens das himmlische Jerusalem (ib. 361—372), die schon deshalb eine besondere kritische Bearbeitung verdienen, die dieses eigenthümliche Verhältniss klar hervortreten liesse.

Aber alle diese meine Behauptungen über eine grössere Regelmässigkeit des älteren Strophenbaues wären, dessen bin ich mir recht wohl bewusst, vollkommen kraftlos, solange der sogenannte Georgsleich in seiner jetzigen Gestalt fortbesteht und anerkannt wird. Da sind 3 fünfzeilige, 3 sechszeilige, 3 neunzeilige Strophen hintereinander und die Refränzeilen sind so vertheilt, dass sie die Strophe anfangen, anstatt sie zu schliessen, dass sie in einer und derselben Strophe zweimal aufeinander folgen und ähnliches. Der Ersatz dafür soll darin liegen, dass nun in jeder ersten Zeile jeder Strophe Georjo vorkömmt; allein da der Name sich in den circa 60 Versen 26 mal wiederholt, so ist mir unfassbar, wie das einen Abtheilungsgrund geben soll oder kann. Nun, der Georgsleich scheint, um mich kurz zu fassen, ein regelmässiges Gedicht in 9 gleichgebauten 6 zeiligen Strophen mit Bindeversen, welche den Schluss der einen Strophe mit dem Anfange der nächsten verketteten, sich nach dem wechselnden Inhalt der Strophe ändern und für ihre Zeit eine grosse Kunstleistung sind. Einer wollte die neun Strophen fortsetzen, konnte es aber nicht zu Stande bringen und ist wahrscheinlich der „nequeo Wisolf“.

Da hier nur die Autopsie entscheiden kann, so folgt:

Georg.

I.

Georjo fuor ze mâlo
foni dero marko
3 fuor er ze demo ringe
daz dinc was mârista,
ferliez er weroltrîke,
6 daz keteta selbo

mit mikilemo herigo,
mit mikilemo folco
ze hevîgemo dinge.
kote liebôsta.
kewan er himilrîke.
der mare crabo Georjo.

II.

Dô sbuonen inen allâ
wolton si inen erkêren,
9 herte was daz Georigen muot,

kuningâ so manegâ
ne wolta ern es hôren.
ne hôrt er in es, s êg ih guot,

. . . . .
 nub er al kefrumeti
 12 daz keteta selbo

. . . . .
 des er ce kote digeti.
 sancte Georjo.

III.

Do erteilton si inen sâre
 dar met imo dô fuoren
 15 dâr swullen zwei wîb,
 dô worht er sô skôno
 daz ceiken worhta dâre
 18 Georjo dô digita,

ze demo karekâre,
 engilâ de skônen.
 kenerit er daz iro lîb.
 daz imbîz in frôno.
 Georjo ze wâre.
 inan druhtîn al gewerêta.

IV.

Inan druhtîn al gewerêta
 den plinten det er sehenten,
 21 den tumben sprezenten,
 begont ez der rîke man
 daz zeiken worhta dâre
 24 Georjo dô digita,

des Gorjo zimo digita.
 den halcen gangenten,
 den touben hôrenten.
 file harte zurnan
 Georjo ze wâri.
 inan druhtîn al gewerêta.

V.

Ein sûl stuont ter manic jâr,
 Taciânus wuoto
 27 er quat, Gorjo wâri
 hiez er Gorjon fâhen,
 hiez en slahen harto
 30 daz weiz ich, daz ist alewâr,

ûz spranc der loub sâr.
 zurent ez wunderdrâto.
 ein koukelâri.
 hiez en ûz ziehen,
 mit wunterwasso swerto.
 ûf erstuont sik Gorjo dâr.

VI.

Uf erstuont sik Gorjo dâr
 die heidenen man
 33 begont ez der rîke man
 do hiez er Gorijon binten,
 ce wâre sagên ik ez iu.
 36 daz weiz ik, daz ist alewâr,

wola predijôt er sâr.
 kescante Gorjo file fram,
 filo harto zurnan.
 an ein rad winten.
 si prâken inen en zêniu.
 ûf erstuont sik Gorjo dâr.

VII.

Uf erstuont sik Gorjo dâr,
 die heidenen man
 [1871, 5. Phil. hist. Cl.]

wola predijôt er sâr,
 kescante Gorjo filo fram.

39	begont ez der rîke man dô hiez er Gorjon fâhen, man gohiez in muillen,	filo harto zurnan. hieß en harto fillen, ze pulver al verprennen.
42	daz weiz ik, daz ist alewâr,	ûf erstuont sik Gorjo dâr.

VIII.

	Uf erstuont sik Gorjo dâr, die heidenen man	wola predijôt er sâr. kescante Gorjo file fram.
45	man warf en in den prunnun, poloton si derubere begonton si nen umbekân,	er was sâliker sun. steine mikil menige, hiezen Gorjen ûf erstân.
48	mikil teta Gorjo dâr,	sô er io tuot wâr.

IX.

	Uf erstuont sik Gorjo dar, Gorjon den guoten man	ûz spranc der wâhe sâr. ûf hiez er stantan.
51	er hiez en dare cimo kân, do segita er: lobet Jesus Krist, qwat si wârin florenâ,	hieß en sâr spreckan. ih beto cimo, geloubet is. von demo tiufele al pitrogenâ.
54	daz kunta in selbo	sancte Georjo.

X.

	Do gienc er ze derô kamerô begont er sie lârên,	ze derô chuninginnô. begonta sim es hôren.
57	Ellossandria, si îlta sâr wole tuon, si spentôta irô triso dâr,	si was dogelîka, den irô scaz spentôn. daz hilfit sa manec jâr.
60	von êwôn uncen êwôn	so ist se in den genâdon.

XI.

	Daz erdigita selbo Gorjo hub die hant ûf,	hêrro sancte Gorjo. gebôt er uber den hellehunt.
63	erbibinôta Apollîn, ...	dô fuer er sâr en abcrunti in. nequeo Wisolf.

Ich habe nur noch über einige Punkte ein paar Worte beizufügen. Erstens meine Herstellung des verzweifelten Verses: dô segita er: lobet Jesus Krist, ih beto cimo, geloube tis etc.

Die Handschrift hat an der entscheidenden Stelle *ihz* (für *ihs*), d. h. die gewöhnliche Abkürzung für Jesus, welche der Schreiber missverstanden und darum wohl auch ein folgendes *Krist*, in welchem erst der Reim liegt, weggelassen hat. Ich erinnere an einen ganz analogen Fall im Wernher vom Niderrhein, den ich in Pfeiffers *Germania*, II. Jahrgang (1857) S. 439 behandelt habe. Nur verhält es sich dort umgekehrt so, dass man für *ihe í* der Handschrift, welches Jesus heissen würde, *nihein* oder ein ähnliches Negationswort setzen muss. Die Aenderung von *betamo* in *beto c'imo* ist unbedenklich. In der nächstens von mir zu publicirenden neuentdeckten Zauberformel kömmt ganz ähnlich ein *arome* vor, welches nach W. Scherers ganz sicherer Emendation in *ci Rome* geändert werden muss. In zwei Punkten halte ich an der älteren Lesung fest, wo Moriz Haupt von ihr abweicht. Das mehrmals vorkommende *kesante lese* ich mit Hoffmann von Fallersleben *kescante*, weil ich nicht einsehe, wohin Georg die Heiden schicken soll und man doch nicht sagen kann: er sandte sie gar weit fort, für: er machte sie gänzlich zu Schanden. *file fram* wird ja nicht bloss im localen Sinne gebraucht, wofür eine Masse von Belegen bei Graff III, 640.

Der vergleichbaren Stellen in Bezug auf die Anwendung des *sh* oder *s* sind in der Handschrift nur zwei und diese widersprechen sich gegenseitig, indem einmal *shanc* für *scaz*, das andere Mal *shlahen* für *slahen* steht. Also können wir an der betreffenden Stelle eben so gut *kescante*, wie *kesante* lesen. Ein Hauptgrund ist noch der, dass in einem alten und höchst interessanten Fragmente eines lateinischen Georgsgedichtes gerade auch das Wort steht, welches unserem *gescante* vollkommen entspricht. Im Cod. lat. 6225 unserer Staatsbibliothek, einem der ältesten Freisinger Palimpseste (Hauptinhalt ein lateinischer Hiob), steht auf der Rückseite

des 9. Blattes von einer Hand des 9. (oder ausgehenden 8.) Jahrhunderts mit Neumen versehen folgendes Bruchstück:

Sanctus Georius in decem. partibus . . . . .
missus in puteum. clausus cum lap . . . . .

(hier und weiter unten ist in der Hs. eine Zeile
leer gelassen)

dominus resuscitavit et misit angelum

cum uirtute. deus ad puteum uisitauit

scs georius surge cum gloria confunde tyranum dacianum.

Dieses confunde entspricht also unserem *kescante*.

In einer anderen vollständig erhaltenen, sehr zierlich geschriebenen und in Noten gesetzten Sequenz auf den heiligen Georg (Clm. 12612 p. 25) heisst es gleichfalls: cuius (Daciani) furias potentiamque spernens athleta dei Georius etc.

Auch der Umsetzung kann ich mich nicht anschliessen, welche Haupt vornimmt in der Schlussstrophe, die, wie schon gesagt, gar nicht vom Dichter der neun alten und formell schönen Strophen, sondern vom ungeschickten Fortsetzer (Wisolf?) ist. In den Acta Sanctorum findet sich die Ordnung, welche unser deutsches Gedicht befolgt, in allen Fassungen der Georgslegende und auch in einem ungedruckten Prosatexte der hiesigen Bibliothek (Clm. 4655 p. 169) steht das Versinken des Apolloidols fast ganz zuletzt.

In Vers 10 musste ich consequent eine Lücke annehmen. In V. 13, glaube ich, gibt *teilton* für *erteilton* (*judicaverunt*) keinen passenden Sinn. V. 53 habe ich von *zuge-* *setzt*, weil der alleinstehende Dativ ebenso unerträglich ist, als im folgenden Verse (54) *cunt* uns, wofür ich *kunta* in *gesetzt* habe, welches wohl auch in der Vorlage gestanden haben wird.